

Gastkolumne

Mein Mann allein unter lauter Frauen

Begleitet ein Partner seine Frau zu einem beruflich-privaten Anlass, wird es richtig schwierig – mit dem Netzwerken



Katja Rost

Neulich begleitete mich mein Mann zu einem Konzert mit Abendessen, das ich von Berufs wegen besuchte. Normalerweise ist er selber zu sehr mit Terminen beschäftigt. Diesmal aber kam er zu meiner Freude mit – allerdings zum vorerst wohl letzten Mal.

Ich solle doch künftig wieder alleine zu solchen Anlässen gehen, sagt mir mein Mann nach der Einladung. Der Rest meiner Kollegen dort waren nämlich Männer, und sie brachten ihre Frauen mit. Mein Mann war die einzige männliche Begleitung. Keiner der anderen Männer interessierte sich für ihn, keiner fragte, was er beruflich mache. Eine völlig neue Erfahrung für meinen Mann. Er wurde zu einem Anhängsel degradiert, von Männern, denen er sonst auf Augenhöhe begegnet. Ich kann meinen Mann verstehen und werde ihm solche Erlebnisse künftig ersparen. Offensichtlich sind wir von der Gleichberechtigung noch immer weit entfernt, tief verankerte Normen taugen im Alltag oft nicht mehr.

Betrachten wir die geschilderte Situation doch einmal umgekehrt. Ich begleite meinen Mann häufiger zu Veranstaltungen. Mich fragt dann auch selten jemand, was ich beruflich mache. Zudem befinde ich mich meist in Gesellschaft von Frauen, die Hausfrau und Mutter sind. Im Gegensatz zu

meinem Mann fühle mich aber nicht degradiert. Auch verstehe ich mich mit den anderen Frauen jenseits meines Berufes gut. Natürlich ist es verkürzt, die Situation nur aus meiner Perspektive zu betrachten. Im allgemeinen Verständnis passt diese Konstellation nämlich mühelos zur akzeptierten Norm: Erfolgreicher Mann kommt mit Frau. Die Männer der Gesellschaft sind charmant zu den Frauen. Im Laufe des Abends bilden sich dann zwei Gesprächskreise: ein Kreis mit beruflichen Männergesprächen und ein Kreis mit privaten Frauengesprächen.

In der von meinem Mann erlebten Situation ist das hingegen schwieriger. Ein Mann, der seine Frau begleitet, müsste sich getreu dem beschriebenen Muster an den privaten Frauengesprächen beteiligen, währenddessen seine Frau im Kreis ihrer männlichen Berufskollegen mitmisch. Beides ist unvorstellbar. Zum einen würden sich die Männer mit einer Frau in ihrer Runde unwohl fühlen. Die Gespräche wären nicht mehr dieselben wie ohne Frau. Auch die Frau würde das Engagement der Quotenfrau im Männerkreis argwöhnisch betrachten. Zum anderen müsste sich der männliche Begleiter an den Gesprächen der Frauenrunde beteiligen. In den Augen der anderen Männer wäre er ein Volltrottel. Und so würde er sich schnell auch selbst vorkommen.

Eine Lösung dieses Dilemmas bestände nun darin, dass sich die eingeladene Frau in die private Frauenrunde einordnet und ihr Begleiter in der beruflichen Männerrunde aufgenommen wird. Das passiert allerdings nur selten. Die Männerrunde kann den Begleiter der Frau nicht einschätzen und integriert ihn lieber nicht. Zu gross ist das Vorurteil, dass ein Mann, der eine Frau begleitet, ein Weichei sei und nichts drauf-



Persönliche Beziehungen werden bei beruflich-privaten Anlässen gestärkt. Das hat nichts mit Diskriminierung zu tun.

habe. Bleibt die Frau. Diese kann sich zu den anderen Frauen gesellen und wird mit hoher Wahrscheinlichkeit auch nett eingebunden. Da es sich in diesem Fall aber um private Gespräche handelt, kann die Frau auch gleich zu Hause bleiben oder den Abend als Begleitung ihres Mannes verbringen. Beides bringt beruflich genauso wenige Punkte, ist aber konfliktfrei und entspannt.

Frauen, die in männlich dominierten Bereichen arbeiten, bleiben beruflich-privaten Anlässen deswegen oft fern. Fehlende soziale Netzwerke sind auch der wesentliche Grund dafür, warum Frauen in solchen Umfeldern beruflich nicht vorankommen. Persönliche Beziehungen werden bei beruflich-privaten Anlässen gestärkt. Das hat nichts mit Diskriminierung zu tun, sondern mit Kontakthäufigkeit, Vertrautheit und dem Finden von Gemeinsamkeiten. In Gremien, in denen ich die einzige Frau bin, werde ich häufiger von meinen – übrigens sehr netten – männlichen Kollegen übergangen. Das machen die Männer nicht, um mich auszuschliessen, sondern weil sie mich gar nicht auf dem Plan haben. Ich bin ja seltener dabei. Aufregende Aufgaben, die mit Prestige oder finanziellen Vorteilen einhergehen, verteilen sie fix untereinander, noch bevor ich davon überhaupt erfahre. Bei Fleisstätigkeiten, die keiner gerne machen möchte, denkt man hingegen wieder an mich.

Mein Mann agiert in seinem eigenen Berufsumfeld übrigens genau gleich. Insofern ist es nur gerecht, dass er es auch einmal andersrum erlebt hat. Grundsätzlich etwas ändern wird es leider kaum.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

Medienkritik

Tränen auf fast allen Kanälen



Ronnie Grob

Donnerstagmittag, 12 Uhr: Die Hauptmeldung der Schweizer Onlineportale ist der Rücktritt einer Bundesrätin. «Zweimal kämpfte Doris Leuthard mit den Tränen» und «Doris Leuthard sagt mit Tränen in den Augen Adieu» titeln die reichweitenstärksten Portale, 20min.ch und Blick.ch. «Leuthard unter Tränen», «Tränen bei der Bundesrätin» und «Zweimal wird Doris Leuthard emotional», so geht es weiter bei Tagesanzeiger.ch, Aargauerzeitung.ch und Watson.ch. Auch in den Zeitungen vom Freitag sind die Titel nicht anders: «Tränen zum Abschied» («Basler Zeitung»), «Abschied unter Tränen» («Bieler Tagblatt»), «Rücktritt unter Tränen» («Walliser Bote»). Nur auf einem der grösseren Portale, Suedostschweiz.ch, prangt ein Zitat aus einer anderen Story ganz oben: «Neues Mediengesetz diskriminiert das Rätoromanische». Wen interessiert im Bündnerland schon eine Bundesrätin aus dem Aargau.

Srf.ch titelt «Der emotionale Auftritt von Doris Leuthard» und hebt sich damit nicht von den privaten Portalen ab. Auch die «Tagesschau» und «10 vor 10» zeigen die emotionalen Momente gleich zum Sendungsbeginn. Wie so oft bereiten die gebührenfinanzierten Medien der Bundesrätin den perfekten Auftritt. Swisinfo.ch etwa zeigt sie lächelnd und titelt: «Doris Leuthard: Schweizer Regierung verliert ihr strahlendes Gesicht». Wer die weiteren Fakten erfahren will, muss sich zuerst durch das Tal der Tränen kämpfen oder eines der Medien wählen, auf denen nicht Emotionen das bestimmende Thema sind: Nzz.ch, Tagblatt.ch oder Letemps.ch.

Die zwei Bundesratsrücktritte in dieser Woche, die übrigens nicht grosse Medienhäuser zuerst vermeldet haben, sondern kleine, private (Tele Züri und Nau.ch), dominieren derzeit die politische Berichterstattung. Es droht bis zur Wahl am 5. Dezember so weiterzugehen.

Ronnie Grob ist Redaktor beim «Schweizer Monat». (ronniegrob@gmail.com)

NZZ am Sonntag

USA

Der Streit über Kavanaugh hat doch etwas Gutes

Wer will schon jemanden als Richter, dem sexuelle Übergriffe vorgeworfen werden? Zu Recht untersucht die Justizkommission des US-Senats die Eignung von Brett Kavanaugh für eine Berufung ans Oberste Gericht des Landes – selbst wenn angebliche Taten längst verjährt wären. Was die Untersuchung erbracht hat, ist allerdings ernüchternd: Es steht Aussage gegen Aussage. Die Psychologieprofessorin Christine Blasey Ford und zwei weitere Frauen berichten, Kavanaugh habe sie als Student zu vergewaltigen versucht oder gar missbraucht, doch der Beschuldigte streitet das ab. Statt Klarheit scheint die Senatsanhörung nur Verlierer hervorgebracht zu haben: Die Klägerinnen werden angegriffen, das Ansehen des Richter Kandidaten ist beschädigt, Republikaner und Demokraten trennt ein immer tieferer Graben. Das Oberste Gericht selbst droht in den Parteienkampf hineingezogen zu werden. Gut an diesem Scherbenhaufen ist dennoch eines: Im Senat hat Kavanaugh eine Parteilichkeit für die Republikaner und einen Hass gegen die Demokraten an den Tag gelegt, die sich mit der notwendigen Unvoreingenommenheit eines obersten Richters nicht vereinbaren lassen. Er hat sich nicht durch seine Vergangenheit, sondern durch seine Haltung disqualifiziert. In diesem Punkt hat die Anhörung Klarheit gebracht. *Victor Merten*

Italien

Pyrrhussieg für die Populisten

Wie ein Box-Champion jubelte am Freitagabend Vizepremier Luigi Di Maio vom Balkon des Chigi-Palastes in Rom vor seinen Anhängern der Fünf-Sterne-Bewegung. Er hat seine Forderungen durchgesetzt, ohne Geld dafür zu haben: Die Mindestrenten werden erhöht, das Rentenalter wird gesenkt und eine Art Grundeinkommen für Leute ohne Arbeit eingeführt. Dadurch wird das Loch im Staatshaushalt verdreifacht, die Schulden steigen weiter. Auf Italien lastet heute ein Schuldenberg von 2400 Milliarden Euro. Das ist weit mehr als die jährliche Wirtschaftsleistung. Die Schulden fühlen sich aber fast schwerelos an, weil die Europäische Zentralbank EZB die Zinsen auf null gedrückt hat. Nach dem Sieg Di Maios muss Italien nun einen höheren Risikozuschlag zahlen – und seine Staatsanleihen mit 3,1 Prozent verzinsen, während Deutschland 0,5 Prozent genügt. Die EZB will Ende Jahr aufhören, solche Anleihen zu kaufen – und in der zweiten Hälfte 2019 die Zinsen erhöhen. Dann wird die Schuldenlast viel drückender sein, als Italiens Politiker sich das heute vorstellen. Die Populisten werden die EU und EZB beschuldigen – und vom Austritt aus dem Euro faseln. Aus der Krise werden verantwortungsvollere Leute führen müssen. *Daniel Hug*

Scheidungen

Ein erfreuliches Urteil

Lange haben die Väter darauf gewartet, nun hat das Bundesgericht sie erhört. Es hat entschieden, dass nach einer Trennung der Elternteil, der die Kinder betreut, rascher wieder arbeiten soll. Bisher lag die Schwelle dafür beim 10. Geburtstag des jüngsten Kindes, neu gilt nun der Zeitpunkt der Einschulung. Diese Klärung ist wichtig und richtig. Die Gesellschaft hat sich verändert, längst arbeitet auch das Gros der Mütter zumindest Teilzeit. Und die alte These, dass auch Primarschülern noch am besten gedient ist, wenn immer jemand zu Hause bleibt, ist überholt. Die Richter haben ihre Arbeit getan, nun muss die Wirtschaft die Vereinbarkeit von Beruf und Familie verbessern – und dafür sorgen, dass das Urteil auch umgesetzt werden kann. *Daniel Friedli*

Chappatte



Der externe Standpunkt

Hätten die Landeskirchen Mut, würden sie sich abschaffen

Das System, das einst die Religionsfreiheit in der Schweiz schützte, sichert heute den Landeskirchen vor allem ihre Pfründe. Man sollte es darum beenden – aus Gründen der Fairness, meint Markus Jost

Zu einer liberalen Gesellschaft gehört die Religionsfreiheit. Diese Aussage wird kaum jemand bestreiten. Folgt daraus auch, dass eine Religion, die von dieser Freiheit profitiert, auch liberal sein muss? Und wenn ja, durch welche Kriterien soll liberal definiert werden? Oft wird dies am Verhältnis der Religion zu drei Themen – Homosexualität, die Stellung der Frau und Demokratie – festgemacht: Wenn eine Religionsgemeinschaft zu diesen Themen die gesellschaftlich vorherrschende Meinung vertritt, wird sie als liberal und gut wahrgenommen. Wenn nicht, stösst sie auf Ablehnung.

Ist eine solche Verkürzung der liberalen Werte auf drei Themen wirklich sinnvoll? Müsste eine Religion nicht viel mehr nach ihrem Output beurteilt werden? Das heisst: danach, wie sie auf ihre Mitglieder wirkt? Vielleicht wäre es viel zielführender, zu schauen, ob ihre einzelnen Mitglieder grundlegende liberale Werte wie die Freiheit, den Respekt gegenüber anderen Meinungen und Lebensentwürfen und den Schutz von Minderheiten unterstützen?

Diese Überlegungen sollten auch bei der Ausgestaltung des Verhältnisses zwischen Staat und Religionen einbezogen werden. Geht es aber darum, dieses Verhältnis neu zu regeln, äussern leider diejenigen, die sich sonst gerne als liberal bezeichnen, kaum je liberale Vorschläge: die – überwiegend – christlichen Landeskirchen. Sie sind es, die in den meisten Kantonen das Verhältnis des Staates zu den Religionsgemeinschaften bestimmen. Andere religiöse und areligiöse Minderheiten müssen sich dem landeskirchlichen System anpassen.

Mehr noch: Die Vertreter der Landeskirchen zeigen sich gerne liberal und reformfreudig, aber leider nur so lange, wie es zu ihrem eigenen Vorteil ist. Wenn es darum geht, das landeskirchliche System mit all seinen Privilegien (und Diskriminierungen) zu reformieren und gerechter zu gestalten, sind sie weit weniger reformfreudig, dafür

umso traditionsbewusster und in einem gewissen Sinne sogar stur und arrogant. Wir sind die Mehrheit und wissen, was richtig für die Schweiz ist. Warum sollten wir uns für die anderen und deren Meinung interessieren und grundlegend etwas ändern wollen? Gerne wird dann – ohne seriöse Fakten zu nennen – damit gedroht, dass ohne das System der Landeskirchen die Religionsgemeinschaften in der Schweiz zu einer ernsthaften Gefahr für den Staat werden würden. Dass zu einer liberalen Gesellschaft auch Pluralität im religiösen Bereich gehört, scheint dann vergessen zu sein. Stattdessen bemüht man sich innerhalb der einzelnen Landeskirchen eine Art Pluralität abzubilden, und so den Eindruck zu erwecken, man sei gesellschaftlich breit abgestützt und bilde die Bevölkerung ab. Aber de facto wird die liberale Gesellschaft als solche dadurch infrage gestellt: Es wird nicht akzeptiert, dass Religion auch ausserhalb der christlichen Landeskirchen existiert und die Lan-

deskirchen nur einen immer kleiner werdenden Teil der Gesellschaft widerspiegeln. Es wäre wünschenswert, wenn die Verantwortlichen in der Politik und in den Landeskirchen mehr Mut, Kreativität und Reformfreudigkeit an den Tag legen würden, um künftig den verschiedenen Religionsgemeinschaften gute Rahmenbedingungen und Gefässe zu schaffen, damit sich diese samt ihren Dogmen positiv entwickeln können – jede Gemeinschaft in ihrem Tempo und auf ihre Art und Weise, ohne staatliche Zwangsmassnahmen. Jede Religionsgemeinschaft sollte selber bestimmen können, wie sie sich organisiert und was sie glaubt – selbstverständlich unter Einhaltung der geltenden Gesetze. Die staatlich garantierte Religionsfreiheit ermöglicht es jedem Menschen, seine Konfession oder Religion zu verlassen und eine andere anzunehmen. So ist niemand gezwungen, in einer Religionsgemeinschaft zu praktizieren, die ihm oder ihr schadet.

Eine Abkehr vom Landeskirchensystem würde aus der Religionszugehörigkeit noch stärker eine persönliche Option und Motivation machen. Für Leute, die ihre Identität aus dem Kollektiv und der Tradition schöpfen, ist dies natürlich eine Horravorstellung: Jetzt wird auch noch die religiöse Sphäre vom Individualismus bestimmt! Diese Menschen übersehen aber, dass Religion als kollektive Identität stets auch dazu führte und immer noch dazu führt, dass Minderheiten verfolgt und ausgegrenzt werden.

Es wäre deshalb an der Zeit, dass die Landeskirchen den Mut aufbringen würden, aus ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit unter den Flügeln von Vater Staat herauszutreten. Als Folge davon müssten sie das eigene System abschaffen, damit künftig etwas Neues entstehen könnte: Ein gerechtes System, das alle religiös praktizierenden, wie auch die erklärt areligiösen Menschen anerkennt und ernst nimmt, so dass alle den liberalen Staat positiv und als schützenswerten Partner erleben können.



Markus Jost, 42, ist Bibliothekar an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg und Buchautor. «Gespräche jenseits der Zeit – Aufklärung mit Mose, Spinoza und Kant» soll Ende Jahr erscheinen. Jost hat in Chur, Strassburg und Metz Informationswissenschaften, protestantische und katholische Theologie studiert.

49 Prozent

Wie sich die Geschlechter besser riechen könnten



Patrick Imhasly

Zum ersten Mal fiel es mir auf, als meine Frau schwanger war. Ich hatte mir ein Gucci-Parfüm gekauft und war überzeugt, der Duft mit einer Kopfnote von Lavendel, einer Herznote von Orangenblüten und einer Basisnote von Moschusaromen würde sie betören. Sie fand das Bouquet ekelhaft. Inzwischen nimmt meine Frau auch den Kehrichtsack in der Küche in einem Zustand als überliechend wahr, in dem ich ihn noch zehn Tage im Haus behalten würde. Und wenn der Lachs im Kühlschrank Duftspuren hinterlässt, kann ich damit problemlos leben – sie nicht.

Ständig wird behauptet, Männer und Frauen hätten ein Kommunikationsproblem auf verbaler Ebene, im Stille von: Die Männer

hören den Frauen nicht zu, und die Frauen überhäufen die Männer mit Vorwürfen statt mit Komplimenten. Doch die Unvereinbarkeit hat möglicherweise einen subtileren Grund – auf der Duftebene. Männer und Frauen riechen anders, haben abweichende Duftpräferenzen und geben dem Duft eine grundlegend andere Bedeutung. Gelänge es, sich der olfaktorischen Differenzen zwischen den Geschlechtern zumindest bewusst zu werden – die Welt wäre eine andere.

Frauen entwickeln einen süsslichen, von den weiblichen Östrogenen geprägten Duft. Männer verdanken ihren herben Duft dem Testosteron. Man kann es auch unverblümt sagen: Der weibliche Duft enthält einen hohen Anteil an Schwefel, aus dem sich im Zusammenspiel mit Keimen auf der Haut Komponenten bilden, die nach Knoblauch und Zwiebeln riechen. Der typisch männliche Geruch ist geprägt von Fettsäuren, die den Duft von Käse verströmen. Frauen können Düfte oft präziser erkennen als Männer, vor allem aber erinnern sie sich schneller an einen Duft, den sie schon einmal in der Nase hatten. Erstaunlicherweise gilt das selbst für Düfte von Maschinenöl

und Bier, von denen man meinen könnte, sie würden sich besonders Männern ins Gedächtnis brennen.

Frauen vermögen bis ins hohe Alter Düfte fast unvermindert gut wahrzunehmen, während der Geruchssinn des Mannes schon ab Mitte 50 merklich schwächer wird. Die erhöhte Duftsensibilität der Frauen zeigt sich auch in einem bisher kaum beachteten Phänomen: Im Alter zwischen 40 und 60 Jahren nimmt jede zehnte Frau Phantomgerüche wahr, also eingebilddete Düfte, für die sich keine Quelle finden lässt. Bei den Männern ist das nur halb so häufig der Fall. Der wohl wichtigste Grund für die olfaktorischen Missverständnisse zwischen den Geschlechtern besteht aber darin, dass Frauen eine viel niedrigere Hemmschwelle haben, sich über unangenehme Gerüche in ihrer Umgebung zu beklagen.

Was können wir also unternehmen, um das geruchlich doch stark belastete Verhältnis zwischen den Geschlechtern künftig erfreulicher zu gestalten? Den Frauen ist ihr erhöhtes Bewusstsein um die Wirkung von Düften kaum abzugewöhnen. Deshalb schlage ich vor, dass stattdessen die Männer



Im Alter zwischen 40 und 60 Jahren nimmt jede zehnte Frau Phantomgerüche wahr, also eingebilddete Düfte.

an ihrem Duftsinn arbeiten. Hier kommen ein paar Tipps.

Männer mögen Wein. Und im Bouquet eines guten Weins entfalten sich unzählige Düfte, etwa jener von Schokolade oder Muskatnüssen, aber auch von alten Autoreifen oder Eberschweiss. Ich empfehle allen Männern zur Schärfung ihres Duftsinn, lange an einem Wein zu schnuppen, statt ihn einfach runterzuspielen, und die Duftnoten zu unterscheiden und zu beschreiben versuchen.

Nichts schreckt Frauen an Männern so sehr ab, wie wenn sie morgens ins Büro kommen und ihnen im Sitzungszimmer eine undefinierbare Duftwolke verschiedener animalischer Noten entgegenschlägt. Die Geschlechter kämen besser miteinander zurecht, wenn Männer das Rasierwasser nur noch tropfenweise applizieren, statt es mit beiden Händen ins Gesicht zu schaufeln.

Und zum Schluss noch dies: Tagsüber sollte man niemals nachparfümieren, weder mit Rasierwasser noch mit Deo. Das macht alles nur noch schlimmer.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».